

Die Befreiung

An allen Ecken und Enden der Stadt hörte man den Aufschrei: „Der Iwan kommt!“ und Tante Hilde traute sich nun auszusprechen, was wohl die meisten dachten: „Jetzt muss mit allem gerechnet werden.“

„Ja, mit dem Schlimmsten! Ich hab’ es ja gewusst, dass es so kommen muss“, stammelte eine hutzelige Nachbarin. Man fürchtete um Leib und Leben, man fürchtete auch um Hab und Gut.

Silke hatte es noch nicht aufgegeben, den Postboten nach Feldpostbriefen zu fragen. „Hat unser Vati geschrieben?“ „Nein“, war jedes Mal seine kurze Antwort, dabei zeigte er auf schwarzumrandete Zeitungsmeldungen. Und neue Gerüchte machten jeden Tag die Runde.

Die Meldungen überschlugen sich. Bürgermeister Raspel entschied am 20. April 1945, was eigentlich nicht mehr zu entscheiden war, Welzow den Soldaten der Roten Armee kampflos zu überlassen. Hingegen forderten Offiziere der Waffen-SS im Verteidigungsstab noch am selben Tage den Ortsgruppenführer der NSDAP unter Androhung eines Standgerichtsverfahrens auf, Welzow zu verteidigen, koste es, was es wolle. In die Auseinandersetzung darüber platzte die Meldung, dass Panzer der Roten Armee bereits vor Ort auf der Petershainer und Proschimer Chaussee gesichtet wurden. Um die Bevölkerung vor größerem Unheil zu retten, fuhr Ortsgruppenführer Kamenz mit erhobener weißer Fahne auf einem Fahrrad den sowjetischen Truppen entgegen, vermutlich Angehörigen der 117. Gardeschützen-Division der 13. Armee, die dem Panzerkeil der 4. Gardepanzerarmee folgte (wie uns ein Offizier später erklärte). Am Flugplatz und an der Dorfaue lieferten sich allerdings deutsche und russische Einheiten noch kleine Gefechte. Die deutschen Soldaten mussten schließlich aufgeben und zogen sich über Senftenberg zurück, mit ihnen der Bürgermeister und die SS-Offiziere.

Nachdem in den letzten Tagen Bomben auf Petershain gefallen waren, hatte es vor dem Einmarsch der russischen Truppen noch einen Fliegeralarm gegeben. Beim Sirenengeheul hatten wir zusammen mit anderen Flüchtlingen den Keller der Villa Steudel aufgesucht. Als in den Nachrichten darauf hingewiesen wurde, dass Heißwasserrohre und Feuerstätten im Keller zu einer tödlichen Falle werden könnten, bekam meine Cousine Edelgard einen Schreianfall. Sie stellte sich vor, in Heißwasser und Feuer wie in der Hölle gesotten und gebraten zu werden. „In der Hölle wird Heulen und Zähneknirschen sein“, wussten wir ja aus der Bibelstunde.

Die Familie verstand dies als eine `Warnung in letzter Minute´. Deshalb rannten wir in das Gesindehaus nebenan. Keiner wusste so recht, was das Beste wäre, ob wir dort wirklich sicherer sein werden. Wir stürzten uns jedenfalls dort treppab in den Kohlenkeller. Großmutter Sophie wurde in einen abgestellten Gartenstuhl gesetzt. Wir wechselten mehrmals unsere Plätze, rutschten auf Holzbohlen hin und her. Wir bewegten uns zwischen wackligen Kisten und Flaschen wie Gefangene hinter einem Verschlag aus rohen Holzlatten, durch die wir auf Gerümpel und Regale mit Einweckgläsern, auf eine Kartoffelhorde und auf Gemüseboxen sehen konnten. Es roch nach fauligen Rüben. Wir hüllten uns schließlich in Decken und rückten eng aneinander, zwischen Holzstößen, Kohlen und Nachtgeschirren. Meine Cousinen klammerten sich an ihren Puppen fest und an ihrer Mutter. Wir saßen unbequem und unruhig bei einer funzeligen Petroleumlampe. Die Luft war voller Staub, dass man kaum atmen konnte. Aus Angst brach mir der Schweiß aus allen Poren, anderen vielleicht auch, man roch es. Silke hockte neben mir, den Kopf zwischen den Knien. Eine Frau aus der Nachbarschaft zauberte mit ihren Händen dunkle Schattenspiele an die Wand. Indessen saßen wir geduckt, bedrückt, zusammengerollt und horchten, was da kommen mag, viele lange Stunden. Man wartete, was passieren wird, wann es einschlägt, wann alles vorbei ist. Werden wir alle sterben müssen? Die meisten waren in sich versunken, saßen stumm da. Die Mädchen blickten unruhig von einem zum anderen. In ihren weit geöffneten Augen flackerte die Angst. Silke fasste nach meiner Hand. Auf einmal sprang meine Cousine Sieglinde auf und verballhornte einen Wehrmachtsbericht: „Feindlicher Mottenverband befindet sich im Anzug auf den Kleiderschrank, mit Löchern ist zu rechnen, Nadel und Zwirn sind bereitzuhalten. Ich wiederhole, Nadel und Zwirn sind...“ Großmutter Sophie rief dazwischen: „Untersteh dich! Wir beten jetzt das `Vater unser´, alle zusammen!“. Alle stimmten ein: „Und erlöse uns von dem Bösen. Amen.“

Nach der Entwarnung - ich hatte keine Sirene gehört, aber jemand hatte „Entwarnung“ gerufen und alle folgten - begaben wir uns in die über dem Keller liegende, ziemlich kahle Wohnung, in der Wohnküche, Aufenthaltsraum und Schlafzimmer ineinander übergangen, also einen großen zusammenhängenden Raum bildeten, der genug Platz für dreißig Personen bot, die sich freilich dicht an dicht auf den Betten, Sitzmöbeln und auf dem Teppich zusammendrängten. Gerüchte über `viehische Gräueltaten´ der sowjetischen Soldaten wurden lautstark hin und her gewendet.

„Man hat ja schon viel gehört und in den Wochenschauen gesehen“, ereiferte sich eine Frau mit heiserer Stimme, und ein Wort gab das andere:

„Eben, wie die Tiere sollen sie sich benehmen“, sagte eine andere und eine dritte fügte aufgeregt hinzu:

„Sie werden uns die Zungen an die Wände nageln oder nach Sibirien verschleppen.“

„Nicht zu vergessen Nemmersdorf, wo Frauen und Kinder nach Vergewaltigungen an Scheunentore genagelt wurden“, erklärte die erste.

„Die Russen sind ja auch Menschen“, wagte eine Frau zu äußern, „vielleicht lassen sie uns in unseren vier Wänden leben. Reichtümer befinden sich ja hier nicht.“

Daraufhin wurde der Schriftsteller Ilja Ehrenburg zitiert, der in Frontzeitungen die russischen Soldaten zu „Hass und schonungsloser Rache“ aufgerufen habe, denn „die Deutschen sind ein Volk von Barbaren und Verbrechern. Töte den Deutschen, wo du ihn triffst!“

„Das stand sogar in der Zeitung, ich habe mir den Artikel aus Greschows `Welzower Anzeiger´ ausgeschnitten. Soll ich den mal holen?“, flüsterte Frau Bintakies, doch keiner antwortete. Sie hatte den Papierfetzen schnell zur Hand und sagte: „Hört mal her, was ein russischer Dichter so schreibt, das lese ich mal vor.“

„Europa muss verschwinden. Zehn Meter hohe Panzer walzen unbarmherzig Berlin nieder und zermalmen Häuser, Männer, Frauen und Kinder. In Kopenhagen gibt es keinen Überlebenden. In Stockholm wird es so still wie im Paradies. Während die Gaswolken sich auf Paris senken, flieht die Bevölkerung in die Untergrundbahn. Aber alles umsonst! Der Bolschewismus schlägt zu. Paris und ganz Frankreich krepieren. Ein Jahr genügt, um den Kontinent mit seinen 350 Millionen Menschen zu vernichten. Die Reste der europäischen Völker, die unseren Tanks, unserem Gas und unseren Flammenwerfern entkommen sind, und nicht nur die Deutschen, werden nach Sibirien geschickt als Sklaven in den Bergwerken“.

Sophie seufzte: „Der Teufel wird durch Beelzebub ausgetrieben“ und murmelte Gebete. Darauf redeten alle durcheinander, was ich nicht leiden konnte. Deshalb schlich ich mich auf Zehenspitzen aus dem großen Raum und kletterte über eine Strickleiter auf den Boden, denn ich wollte schon im Voraus wissen, wie die `iwanschen Tiere´ aussehen, noch ehe sie das Haus betreten. Ich wollte wissen, ob die Sowjetmenschen wirklich Tiere sind. Ich hielt das selbstverständlich für `dummes Gerede von alten Tanten´, aber wer weiß. Der Boden war nicht leer geräumt, wie es vorgeschrieben war, so fand ich einen klapprigen Stuhl, auf dem ich mich vor dem Dachschrägenfenster postierte. Ich hörte zunächst nur Motorengebrumm, dann aber auch das Scheppern von Panzerketten. Schließlich sah ich hinter den blühenden Kirschbäumen im Vorgarten die Panzer anrollen, daneben liefen Soldaten mit Gewehr im Anschlag. Also doch keine wilden Tiere, die uns fressen wollen! Als ich den ersten Russen in Uniform sah, war ich fast ein wenig enttäuscht. Gleichzeitig überkam mich jedoch eine plötzliche Angst und ich hangelte mich die Strickleiter hastig herunter, zurück ins überfüllte Zimmer, um mich, was ja widersinnig war, in der Gruppe doch irgendwie in Sicherheit zu bringen.

Als Soldaten der Roten Armee am 20. April 1945, zu Führers Geburtstag, in Welzow einmarschierten und die Häuser besetzten, standen die Obstbäume in den Gärten in voller Blüte. Töten und Zerstören und das Erwachen der Natur. Mir gingen die widersprüchlichsten Gedanken durch den Kopf. Ich hatte schon viel gesehen, aber nicht alles verstanden. Ängste stiegen auf, aber ich riss mich zusammen und versuchte zu verbergen, dass ich mit den Zähnen klapperte und an den Zehenspitzen zitterte. Anderen ging es vermutlich kaum anders. Ich fragte mich, gewiss fragte sich jeder: „Was werden sie mit uns machen?“, und ich hatte Herzklopfen dabei, „Wie wird es weitergehen?“ Es gab aber auch immer noch Leute, die insgeheim hofften oder sogar fest daran glaubten, das Kriegsglück könne sich im letzten Moment noch wenden.

Das Ende wird erst begriffen, wenn es da ist, eigentlich auch dann noch nicht.

Meine Mutter, abgemagert und blass, die wie ein Kind aussah, scharte ihre Kinder und ihre Mutter Sophie im Ehebett wie eine Glucke um sich. Die andern saßen alle drum herum auf den Bettkanten oder hockten auf den Bettvorlegern. Man hörte laute Stimmen von draußen, die sich näherten. Die Tür wurde aufgestoßen. Sowjetische Soldaten stürmten in die Wohnung, schrieten, brüllten Befehle, die wir nicht verstanden, aber doch befolgten. Keiner rührte sich von der Stelle. Vor Schreck standen einige mit offenem Munde da. Die Soldaten rüttelten an allen Türen, sie öffneten alle Schränke, als ob sie jemand suchten. Sie schauten sich wild um, fletschten ihre tabakbraungelben Zähne und schimpften vor sich hin. Sie rochen nach Schnaps und Schweiß. Aus den Kommoden rissen sie alle Schubladen heraus, als ob sie auch darin etwas suchten. Natürlich suchten sie auch nach Waffen, auch nach Schmuck. Sie schmissen alles auf den Boden. Einer sagte: „Kultura doch särr schrecklich!“ Ein anderer zerstampfte indessen mit seinen Stiefeln zwei wacklige Stühle. Wieder ein anderer klatschte in die Hände, um uns aufzuscheuchen. „Dawai! Dawai!“ („Los! Los!“) Wir sahen ihn groß an und er stieß uns im Kreise herum. Wir mussten einer über den andern steigen.

Alle Türen standen offen und die Abendkühle drang von draußen ins Zimmer, so dass es uns nicht nur aus Furcht fröstelte. Ein Soldat griff mich heraus und drückte mich gegen die Wand, dabei sah er mich mit wilden Augen an und lachte schrill. Als ich aufschrie, ließ er mich aber gleich wieder fallen. Ein anderer packte den knapp dreijährigen Wolfgang beim Kragen und warf ihn in die Luft, sodass alle aufschrieten. Doch er fing ihn geschickt wieder auf, lachte dabei triumphierend, dann schaukelte er ihn in seinen Armen. Alle anderen waren mucksmäuschenstill. Dann gab es einen kurzen Wortwechsel zwischen den Rotarmisten. Hilde fragte naiv dazwischen, was sie denn von uns wollten, da wir doch nichts verbochen haben, was sie vermutlich auch nicht verstanden.

„Tiesche! Tiesche!“ („Ruhe! Ruhe!“), rief einer und hielt ihr den Mund zu. In Zeichensprache erklärten sie, dass sie Wasser trinken wollten. Frau Bintakies, die Wohnungsinhaberin, ging zum Küchenschrank, Klemens und ich sprangen auf und folgten ihr. Sie gab uns die Gläser und wir füllten sie an der Wasserleitung mit Wasser und reichten sie den Soldaten. Sie ließen uns verkosten, ehe sie dann die Gläser gierig ausschlürften. Dann setzten sie sich in Türnähe auf den Teppich. Alle starrten bewegungslos auf sie. Was werden sie jetzt tun?

Die Angst war noch nicht ausgestanden. Es ging nämlich das Gerücht, dass den Soldaten von ihrer Führung für vierundzwanzig Stunden alles erlaubt war. Einige Frauen und Männer waren deshalb angeblich zum Holzsuchen in den Wald gegangen.

Ein sowjetischer Offizier, der plötzlich ins Zimmer trat, sagte auf Deutsch: „Vor uns braucht ihr keine Angst haben, wir sind auch nur Menschen. Die meisten Russen glauben, dass die Deutschen zu lange Beine und eine zu kurze Seele haben. Davor fürchten sie sich, das müsst ihr wissen. Aber wenn sie euch sehen, löst sich ihr Vorurteil in Nichts auf“, und er bekreuzigte sich dabei. Sofie bekreuzigte sich auch und alle andern taten es ihr nach. Hilde diskutierte dann unbekümmert, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, mit dem sowjetischen Offizier über Gott und die Welt und über den verfluchten Krieg.

„Wie Ihr Stalin gehorchen müsst, so mussten wir Hitler gehorchen“, krächzte Tante Hilde.

„Ich muss da widersprechen, das sind doch ganz verschiedene Führer“, erklärte er. „Hitler hat den Krieg angefangen und unsägliches Leid über die ganze Welt gebracht. Er hat Kommunisten und Juden vergast. Und, nicht zu vergessen, er hat Zwangsarbeiter aus den besetzten Ländern zu Sklaven gemacht. Das deutsche Volk hat diesen Hitler nicht verdient.“

„Ja, hinterher ist man schlauer“, unterbrach ihn Tante Hilde und er fuhr fort:

„Kriege werden meistens für eine Wahnidee geführt. Wie `die Endlösung der Judenfrage´ oder `Volk ohne Raum´. Zu uns nach Russland hat Hitler mordende Horden geschickt, die nahmen sich auch alles, was sie kriegen konnten. Krieg ist Krieg, für beide Seiten: Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

„Stalin soll Euch erklärt haben: `Nehmt euch die blonden deutschen Frauen, sie sind Euer!´ Das haben viele Soldaten von Euch befolgt. Was haben unsere Frauen da Schreckliches durchgemacht“, hielt ihm Tante Hilde entgegen und er antwortete darauf:

„Das sagt man so, das sagte nicht Stalin. Und ich sage, dass die Frauen die größte Last der Befreiung vom Faschismus tragen. Aber die Helden waren immer nur die Männer, so ist das nun einmal.“

Hilde redete und redete, sie redete sich, so befürchteten wir, um Kopf und Kragen. Aber sie gewann wohl Respekt, jedenfalls gab der Offizier ihr ein Papier und sagte: „Nach uns kommt ein Strafbataillon, zeigen Sie das Papier, aber ich garantiere für nichts. Die Sträflinge sind ausgehungert. Hinter Gefängnismauern haben sie viele Jahre keine Frau gesehen. Die wollen nur das eine und Rache an allen.“

Er verabschiedete sich kurz und ging. Als er das Haus verlassen hatte, zeigten die Soldaten wenig Disziplin. In Anwesenheit des Offiziers hatten sie fast die ganze Zeit geschwiegen, jetzt unterhielten sie sich lautstark und, wie es schien, stritten sie sogar miteinander, was wir freilich nicht verstanden, was uns aber Furcht einjagte. Dann spuckten sie in die Gegend. Wir konnten freilich nicht erraten, was sie im Schilde führten, und ängstigten uns jedenfalls.

Im Verlaufe des lauten Durcheinanders schoss ein Soldat einem Mädchen in den Bauch. Alle schrieten entsetzt auf und zitterten am ganzen Körper. Das Mädchen wurde „in ihrem Blut geschändet“ (so lautete die stereotype Formel der Erwachsenen). Frauen wie Kinder heulten und schluchzten, einige sprachen aufgeregt kurze Gebete. Da der Offizier draußen den Schuss noch gehört hatte, stürzte er wieder zur Tür herein. Und als er sah, was passiert war, tötete er den Vergewaltiger auf der Stelle. Das verletzte Mädchen wurde auf Befehl des Offiziers von zwei Soldaten in den Hausflur getragen und dort aufgebettet. Alle bekreuzigten sich und Sophie sprach laut ein Gebet: „...vergib uns unsere Schuld und erlöse uns von dem Bösen. Amen“. Jede Hilfe war vergebens, das Mädchen verblutete. Der tote Soldat wurde von seinen Kameraden verächtlich, mit Fußtritten, auf die Straße geschleift.

Am nächsten Spätnachmittag brachte ein blutjunger Muschik den Kindern dicke Weißbrotscheiben und Speckwürfel dazu, die wir natürlich mit Heißhunger verschlangen, worüber er lachen musste. Dann aber zuckte er die Achseln, was wohl bedeuten sollte, dass er nichts mehr zu verteilen hatte. Er nahm Klein Wolfgang auf den Arm und küsste seine Haare, wiegte ihn hin und her, und setzte ihn mit großem Schwung einer Frau sanft auf den Schoß, dann ging er davon.

Die Tür war noch nicht geschlossen, da stürmten drei angetrunkene Soldaten singend und krakeelend in die Wohnung. Sie schossen in die Decke und in ein Fenster. Dann packten sie uns und verdrehten unsere Arme und starrten dabei jedem ins Gesicht. Dann spuckten sie ausgekaute Sonnenblumenkerne auf den Boden und sahen in die Runde. Sophie hob beschwichtigend eine Hand und stimmte ein Lied an: „Wjetscherny swon, wjetscherny swon“ („Oh Abendklang, zur Dämmerung“), was die Soldaten offensichtlich sehr überraschte. Sie setzten sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden zwischen uns und sangen mehrstimmig mit und sie wiederholten alles noch einmal. Von irgendwoher, keiner hatte es bemerkt, hatte einer von ihnen auf einmal eine `Quetschkommode´ zwischen seinen Händen und begleitete den Gesang. Eher war es so, dass er diesen führte, um mit

Tempowechseln die mittlerweile schläfrigen Frauen und Kinder aufzumuntern. Frau Bintakies, eine ältere verhutzelte Frau mit Kopftuch und Schürze, goss Tee auf und bot den Soldaten ein Glas an. Sie strahlten übers ganze Gesicht und riefen einige Male erfreut: „Tschai! Tschai!“ („Tee! Tee!“).

Die Soldaten vertrauten uns offenbar schon, denn sie ließen uns nicht vorkosten. Und als sie ausgetrunken hatten, ließen sie sich nachschenken. Dann warf einer von ihnen das Glas an die Wand, was alle wieder erschrecken ließ. Er sprang auf, riss ein Paneel aus der Wand und fuchtelte schimpfend mit dem durchnagelten Brett herum, dass alle ängstlich unter eine Decke krochen. Die anderen Soldaten redeten sanft auf ihren Kameraden ein, bis dieser das Brett mit den Nägeln in eine Ecke warf und sich darauf setzte. Und einige Flüche ausstieß.

Indessen sangen die anderen Russen weiter, Lieder, die wir natürlich nicht kannten, aber wir summten mit. Frau Bintakies hatte in der Zwischenzeit einen Waschkessel mit Kartoffeln auf den Küchenherd gestellt. Nach Garung und Abkühlung verteilte sie die Pellkartoffeln und Salz an alle. Auch die Russen pellten mit, sie pellten um die Wette, und sie aßen auch mit, nachdem sie sich bekreuzigt hatten. Sie genossen offenbar die Wärme des Herdes an diesem kühlen Aprilabend, und auch eine innere Wärme. Danach sangen sie wieder zur Begleitung der Ziehharmonika, sie sangen noch stundenlang, viele schwermütige Lieder, bis eine Streife sie aus dem Hause holte.

Mitten in der Nacht suchte die neunjährige Selma, eine Schulfreundin Sieglindes, bei uns Zuflucht. Sie zitterte am ganzen Leib und weinte. Sie konnte kaum sprechen. Tante Hilde nahm sich gleich ihrer an. Sie wischte ihr die Tränen aus dem Gesicht, strich ihr übers Haar und holte ihr etwas zu trinken. Nach und nach stotterte Selma ihr Unglück heraus:

„Wir hatten natürlich alle Angst vor den Russen. In den `Schafsställen´ fühlten wir uns ganz unsicher. Nach der Sirene verließen wir unsere Bleibe. Mutti und ich. Und alle anderen auch. Wie aufgescheuchte Hühner. Wir rannten zum `Gasthaus Richter´. Das war aber zu. Und so rannten wir weiter. Zum Hotel `Ratsburg´. Jeder suchte sich ein Eckchen im großen Saal. Da waren Decken ausgebreitet.

Eine Frau in Fliegeruniform, die hatte viele Abzeichen, die hatte eine schneidende Stimme und schrie: `Die Russen machen alle kalt, wenn wir nicht wollen´. Mir lief es kalt den Rücken runter. Alle waren starr. Angst sah ich in allen Gesichtern. Die Lamettafrau schrie dann noch: `Wenn wir uns vor der Schmach retten wollen, dann müssen wir uns alle aufhängen´. Ich sah Mutti groß an. Aber sie sagte nichts.

Die Frau in Uniform kommandierte uns auf den Wäscheboden. Dann ließ sie Bettwäsche und Klammern von den Wäscheleinen abnehmen. Die Leinen wurden

zerschnitten. Für jeden das nötige Stück. Meine Mutti nahm mich bei der Hand. Mit der anderen Hand warf sie die Enden der Leinen über einen Dachbalken. Dann machte sie einen Knoten. Dann legte sie uns beiden eine Schlinge um den Hals. `Warum müssen wir uns denn aufhängen?`, fragte ich vor Schreck und drückte mich ängstlich an meine Mutti.

Dann wartete ich darauf, wie mich der Tod abholt. Ich wartete und fragte nach einer Weile: `Weiß man, wenn man tot ist?` Da ich noch lebte, fragte ich weiter: `Was muss ich denn tun?` `Wie es die andern machen`, hörte ich Muttis schwache Stimme. Ich sah mich um. Einige stellten sich auf einen Holzklotz und stießen ihn mit den Füßen weg. Andere ließen sich in die Knie fallen. Ich versuchte, mich hinzuknien. Doch da drückte es mir die Kehle zu. Ich musste nach Luft schnappen. Mir wurde ganz schwarz vor Augen. Vor lauter Angst stand ich schnell wieder auf. Und ich holte tief Luft.

`Du musst knien oder die Beine hochziehen`, rief eine Frau, nicht meine Mutti. Die kniete neben mir. Ich rief zurück: `Ich will doch nicht sterben!` Die Bodenbretter knarrten. Schuhe scharrten darüber. Bald aber war es unheimlich still. Ich fürchtete mich sehr. Meine Mutti kniete noch neben mir. Ich machte es ihr nach. Dann klammerte ich mich an sie. Doch sie rührte sich nicht. Sie sagte kein Wort. Da erschrak ich. Und ich schüttelte sie. Sie war tot. Meine Mutti war tot. Ich schrie auf. Ich verschluckte mich. Ich begann zu heulen. Meine Mutti hatte mich verlassen. Ich war allein.

Jetzt blickte ich auf. Um mich herum hingen tote Frauen. Wie Vogelscheuchen. Es war schaurig. Von der Straße hörte ich `Uräh-Rufe`. Dann Schritte und Stimmen im Haus. Ich versteckte mich hinter einem Schornstein. An mir vorbei stürmten Russen. Mit Gewehren in den Händen. Einige schnitten die Stricke der Erhängten durch. Sie trugen sie fort. Als sie weg waren, traute ich mich auf die Straße. Die Dunkelheit nahm mich auf. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Und nun bin ich hier, bei euch.“ Sie weinte und wir weinten auch. Tante Hilde nahm das Hascherl in die Arme und brachte es mit einem Kuss zusammen mit Sieglinde ins Bett.

Am nächsten Tag kam Edelgards Freundin Hedel vorbei, um nach uns zu sehen und sie berichtete noch ganz außer Atem:

„Gestern Abend. - Es war schon ziemlich finster. - Da klingelte es. Ihr wisst ja, dass meine Mutter bettlägerig ist. Meine Großmutter stand hinter dem Store des Balkonfensters und sagte erschrocken: `Der Iwan!` Sofort scheuchte sie uns Kinder ins Kinderzimmer, doch wir spionierten durch den Türspalt. Ein Offizier und ein Muschik, sein MG im Anschlag, waren fast unhörbar über den Kokosläufer die Treppe heraufgekommen. Meine Großmutter machte gute Miene zum bösen Spiel. Sie begrüßte die Russen mit einem gespielten Lächeln wie liebe Verwandte. Da habe ich

doch gestaunt, wie kaltblütig sie reagierte. Die Russen fragten: `Wo Mann? Wo Waffen?`

Zuerst gingen sie durch unsere Wohnung. Uns Kindern gaben sie nur einen Klaps auf den Rücken. Dann wollten sie in den Keller. Da war ja klar, was sie suchten. Da hatten wir aber kein Bier, keinen Wein und keinen Schnaps. Dort lagen vor den Einmachregalen nur Matratzen und Decken auf dem Steinboden. Noch vom Fliegeralarm. Wo aber vor kurzem noch zwei Flüchtlinge übernachtet hatten. `Hoffentlich haben die nicht ihre Schulterklappen liegen lassen, das wäre verhängnisvoll`, flüsterte mir Großmutter ängstlich zu.

Da die Russen nichts gefunden hatten, zeigten sie nach oben. Anstandslos stiegen wir mit ihnen auf den Speicher. Da gab es neben dem unbeheizten Mansardenzimmer doch nur Gerümpel. Was sollten die da schon finden. Sandsäcke natürlich. Und halbgefüllte Zinkwannen und Emailleschüsseln. Unter den undichten Stellen des Daches. Unter den Dachbalken der Giebelseite waren allerdings verschnürte Kartons aufgestapelt, neben einem Überseekoffer. Das war von ausgebombten Bekannten untergestellt. `Öffnen!` befahl der Offizier und zeigte auf den größten Karton. Meine Großmutter machte sich umständlich an einem Schnurknoten zu schaffen. Das dauerte den Russen aber zu lange. Der Offizier gab dem Muschik ein Zeichen und der durchschnitt mit einem Taschenmesser die Schnur. Der Offizier öffnete den Karton. Da machten alle vielleicht Stielaugen. Denn er packte eine Schokoladentafel nach der anderen aus. Der Muschik musste ein Stück Schokolade abbeißen, spuckte es aber gleich wieder aus. Dann sollten wir einen Riegel kosten. Wir spuckten auch aus, weil es widerlich ranzig schmeckte.

Das Schloss des Überseekoffers zertrümmerte der Muschik mit seinem Gewehrkolben. Dieser enthielt Bettzeug, Sommerkleider und Damenunterwäsche aus Bembergseide. Die Soldaten hielten sich lachend Unterröcke, Schlüpfer und BHs abwechselnd vor ihre Uniform. Einmal, zweimal, dreimal. Dann warfen sie alles vor sich hin und zogen, Gott sei Dank, wieder ab. Und wir konnten uns erleichtert in unsere Betten fallen lassen.

Nach einigen Stunden weckten uns einige blutjunge Russen aus dem Schlaf. Sie stürmten ins Treppenhaus und schossen auf die unscharfen Uniformen in den angelaufenen Wandspiegeln.

Sie jagten uns dadurch natürlich Angst und Schrecken ein. Sie wollten gleich zum Speicher, was uns rätselhaft erschien. Sie polterten die Holzstiege hoch, sie waren zu viert. Meine Großmutter hatte aber den Koffer mit den Dessous schon weggeräumt. Deshalb beunruhigte es uns, dass die beiden dann so lange oben blieben. Wir hatten gehofft, sie schnell wieder loszuwerden.

Wir warteten, hundemüde wie wir waren, dass sie wieder abhauten. Wir warteten gespannt, doch sie spannten uns auf die Folter. Wir hielten den Atem an. Aber wir

hörten keine Tritte über uns. Wir fragten uns, ob sie oben etwa eingeschlafen wären. Da nahm sich meine Großmutter ein Herz und stieg hoch, um nachzusehen, was da los ist. Und das war vielleicht eine Überraschung! Was glaubt ihr, was sie da zu sehen bekam? Im kalten Mansardenzimmer stehen doch Roggentonnen, in denen Eier lagern. Vor allem aber ist dort mein großer Kolonialwarenladen aufgebaut. Der hat an der Rückseite sogar kleine Fenster mit Gardinen. Auf dem Ladentisch gibt es eine Registrierkasse, die man mit einer Kurbel öffnet, dabei klingelt es. Und in der Schublade liegen winzige Münzen drin. An den Wänden stehen Regale mit Flaschen, Gewürzgläsern, Teedosen, Zuckertüten, Waschpulverkartons, Zigarettenpäckchen und Streichholzschachteln. An der Rückwand sind auch Zapfhähne angebracht, aus denen man Öl und Parfüm pumpen kann. Gegenüber der Tür posieren kleine Teddys und Püppchen neben Plüschtieren. Wenn man die Ladentür öffnet, klingelt es auch. Die Russen kauerten vor dem Kaufmannsladen und spielten mit dem Inventar. Sie öffneten und schlossen mit Vergnügen die Ladentür und ließen es klingeln. Und sie ließen die Kasse klingeln. Ladentür und Kasse klingelten um die Wette. Sie ließen die Puppen tanzen und `Mama´ schreien. Sie zogen die Puppen aus und zogen ihnen die Unterwäsche wieder an. Meine Großmutter lachte schallend auf und half ihnen beim Ankleiden der Puppen. Ein Soldat erhob sich dann plötzlich. Er hob den Deckel einer Roggentonne und wühlte ein Ei heraus. Das stach er an beiden Enden mit einer Sicherheitsnadel an und dann schlürfte er es aus. Einer machte es dem anderen nach. Und dann spielten sie wieder. Aber schließlich hatten sie es über. Sie steckten sich einige Fläschchen, Münzen, auch Puppenwäsche in ihre Uniformtaschen. Als sie herunterkamen, blinzelte Großmutter mir verschmitzt zu und die Russen stiefelten erheitert und friedlich von dannen. Ist das nicht komisch?

Und jeden Tag gab es viele neue Gerüchte und wenige Meldungen aus dem Volksempfänger!

Die Schrecken einer Besetzung blieben den Einwohnern nicht erspart. Von Plünderungen und Vergewaltigungen, von Ängsten, von Gewalt, vom Zittern vor Gewalt war die Rede, von unheimlichen Nächten. Man berichtete, dass die Russen alle Häuser, Schuppen, Scheunen und Ställe nach Soldaten und Waffen durchsucht haben. Viele Frauen sind so oft vergewaltigt worden, dass ihnen das Blut an den Oberschenkeln herab lief. Eine Frau konnte einen Offizier mit einem Schachspiel, eine andere durch Klavierspiel in Schach halten. Eine Frau rettete sich aus den Armen eines Sowjetmenschen, indem sie sich krümmte und wand, mit den Augen rollte und an allen Gliedern zitterte. Das sah wie ein Veitstanz aus. Frauen und Mädchen, die ihre Schändung nicht erleiden wollten, schnitten sich die Pulsadern auf oder gingen ins Wasser, sie ertränkten sich im Blauen See. Ortsgruppenführer Kamenz hatte sich selbst das Leben genommen. Einige SA-Größen, die bei uns um die Ecke wohnten, hatten bereits vorher ihre Frauen und Kinder und dann sich selbst erschossen. Man sprach von zweihundert Freitoden. Bei diesen Berichten wurden die Kinder

rausgeschickt, aber wir lauschten an der Tür. Das war Gesprächsstoff in allen Familien. Wer dabei war, weiß ich nicht. Die Stadt war „dorfsch“ und hatte ihr Gedächtnis. Jeder wusste Bescheid, über jeden und über alles. Bei jedem Stichwort hörte man aus jedem Haus die gleiche Geschichte.

Der `hinkende Bote´ hielt uns auf dem Laufenden und meldete uns, dass die Marschälle Shukow und Konjew mit zweieinhalb Millionen Soldaten und sechshundert Panzern die Endoffensive gegen Berlin eingeleitet hatten und am 25. April 1945 bei Ketzin mit den Zangenarmen der beiden sowjetischen Offensivkeile um Berlin zusammentrafen. Bei der Kesselschlacht von Halbe mussten viele Tausende, Soldaten wie Zivilisten, ihr Leben lassen mussten oder wurden gefangen genommen. Sein sechzehnjähriger Neffe konnte noch mit Granatsplittern in den Beinen aus dem russischen Gefangenenlager in Saalow fliehen. Schlag auf Schlag folgten die nächsten Berichte. Die geschwächten Wehrmachtseinheiten der 12. deutschen Armee unter General Wenck und der Volkssturm hätten vergeblich versucht, die eingekesselte 9. deutsche Armee zu entsetzen, doch Berlin wurde bereits am 2. Mai 1945 von der Roten Armee besetzt.

Und dann eine letzte Meldung, die Nachricht vom Ende, das nicht das Ende war: Generaloberst Jodl musste am 7. Mai 1945 im Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Westalliierten General Eisenhower in Reims die bedingungslose Kapitulation Deutschlands unterzeichnen, diese trat am 8. Mai 1945 in Kraft. In der folgenden Nacht mussten Generalfeldmarschall Keitel, Admiral von Friedeburg und Generaloberst Stumpff die bedingungslose Kapitulation im sowjetischen Hauptquartier in Berlin- Karlshorst wiederholen. Die Rote Fahne wehte nun vom Brandenburger Tor. Dass die Sowjets auf einer eigenen Kapitulationsurkunde bestanden, war vielleicht ein symbolischer Anfang des Ost-West-Konfliktes und des Kalten Krieges.

In sowjetischen Verlautbarungen wurde dies als „Befreiung vom Faschismus“ gefeiert. In der amerikanischen Direktive an die Truppen „JCS-1067“ wurde erklärt, dass „Deutschland nicht zum Zwecke der Befreiung, sondern als besiegt Feindesland besetzt“ worden sei. Tante Hilde sprach vom Zusammenbruch.

Der Krieg war aus. Wir waren besiegt, befreit. Man wollte weder das eine noch das andere glauben, man sträubte sich, man schämte sich, man hoffte. Auf einen neuen Anfang. Frieden. Es war Frühling und es war alles vorbei.

Die sowjetische Besatzungsmacht richtete ihre Welzower Kommandantur im Casino der Beamten der Eintrachtwerke am Bahnübergang ein. Der Kommandant lud zusammen mit dem neuen Bürgermeister alle Bewohner zur Siegesfeier über den

Faschismus auf den Marktplatz ein. Mit gemischten Gefühlen, aber auch aus Neugier, trotteten wir zum Marktplatz. Auf der einen Seite des Platzes hockten russische Soldaten auf dem Pflaster und sangen zu Balalaika und Bajan russische Volkslieder. Der sowjetische Kommandant rief „Wojna kaputt!“ („Der Krieg ist kaputt!“) und die Soldaten antworteten im vielstimmigen Chor „Wojna kaputt!“ Nach kurzen Ansprachen beider Seiten wurden Salutschüsse abgefeuert. Dann tanzten einige russische Soldaten. Sie tanzten Krakowiak. Aus der Hocke warfen sie die gestiefelten Beine abwechselnd nach vorn in die Höhe. Zwei blutjunge Muschiks ließen über ihren Köpfen große Teller auf ihren Zeigefingern rotieren und erhielten von den Kindern viel Beifall, auch als die Teller auf das Pflaster fielen und zerscherbten. Zwei ältere Soldaten zauberten Eier und Uhren aus ihren Ärmeln, da staunten die Kinder mit offenem Mund.

Danach war der Platz zum Tanz freigegeben. Über den Platz fuhren aber zuerst Lastwagen mit jubelnden Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus Polen und Russland. Dann spielte das letzte Aufgebot übrig gebliebener Musiker, zwei Geigen, zwei Flöten und ein Kontrabass, mit zittrigen Händen zum Tanze auf. Jede Frau zögerte, den Anfang zu machen. Dann nahmen sich zwei Frauen ein Herz - ihre Männer waren ja noch nicht aus dem Krieg zurück - und tanzten miteinander. Zwei sowjetische Offiziere forderten dann Gretel und Hilde zu einer Polka auf. Es war ein kläglicher Tanz, bei dem sich der Zwiespalt der Gefühle offenbarte. Meine Mutter erklärte, ihr sei schwindlig. Hilde folgte ihrem Beispiel. Und sie ließen sich zu den auf dem Platz aufgestellten Stühlen zurückbringen. Man wahrte eine Anstandsfrist, in der man sich das Ganze noch ansah und anhörte. Es war eine merkwürdig laute, stille Feier. Wir zogen uns in unser provisorisches Zuhause zurück. Viele Flüchtlinge hofften insgeheim noch auf eine Rückkehr in ihre Heimat. Sie klammerten sich daran, dass das Volk unschuldig war und sich nicht die Hände schmutzig gemacht hat und dass es doch eine Gerechtigkeit geben müsse.

Aber es gibt auch einen Satz: „Le provisoire est devenu définitif.“ („Das Provisorische ist endgültig.“)